

Suhrkamp Verlag

Leseprobe

Gerald Murnane

Landschaft
mit Landschaft

Bibliothek Suhrkamp

Murnane, Gerald
Landschaft mit Landschaft

Aus dem Englischen von Rainer G. Schmidt

© Suhrkamp Verlag
Bibliothek Suhrkamp 1514
978-3-518-22514-1

SV

Band 1514 der Bibliothek Suhrkamp

Gerald Murnane

Landschaft mit Landschaft

Aus dem Englischen von
Rainer G. Schmidt

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 1985 unter dem Titel
Landscape with Landscape bei Norstrilia Press, Melbourne.

*This project has been assisted by the Australian Government
through the Australia Council for the Arts,
its arts funding and advisory body.*



Erste Auflage 2020

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2020

© Gerald Murnane 1985, 2016

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-22514-1

Landschaft mit Landschaft

Landschaft mit sommersprossiger Frau

Ich war der einzige Mann unter neun Frauen. Zusammen bildeten wir ein Komitee von zehn, und ich war der Schatzmeister. Ich saß neben der Vorsitzenden und der Sekretärin, die sieben anderen mir gegenüber. Mir war nicht wohl.

Ich kannte keine der Frauen, auch wenn alle in meinem Vorort wohnten. Die einzige, die ich mit Namen kannte, war die Vorsitzende. Sie hatte mich ein paar Stunden zuvor angerufen, vor dieser ersten Sitzung des Komitees, und mich überredet, als Schatzmeister zu fungieren. Dann hatte sie mich gebeten, ihr etwas über mich zu erzählen, damit sie mich bei der Sitzung angemessen vorstellen könne. Und die Wärme in ihrer Stimme hatte mich veranlasst, mehr zu sagen als beabsichtigte.

Als ich am Tisch saß und darauf wartete, vorgestellt zu werden, warf ich reihum kurze Blicke auf jedes Mitglied des Komitees. Ich versuchte, meine Blicke so zu bemessen, dass jede Frau den gleichen Anteil bekam. Wenn aber eine meinem Blick begegnete, schaute ich gelassen weg. Ich wollte nicht in einen langen Blickwechsel verwickelt werden wie eine Figur in einem der Filme, die, wie ich vermutete, die Frauen jeden Abend sahen. Wenn mich jedoch die Vorsitzende vorstellte und die anderen erfahren würden, dass ich ein Schriftsteller war, wünschte ich, dass jede Frau sich fragte, ob ich sie wohl schon eine Zeitlang in Ruhe beobachtet hatte, bevor sie mich dabei ertappte.

Die Frauen waren alle ein paar Jahre jünger als ich – in

den frühen oder mittleren Dreißigern. Doch waren sie nicht zu jung, um fünfzehn oder zwanzig Jahre zuvor die jungen Frauen gewesen zu sein, die ich dadurch zu beeindrucken versucht hatte, dass ich ihnen erzählte, ich sei angehender Schriftsteller. Diese jungen Frauen hatten immer dann das Zuhören eingestellt – manchmal aus Höflichkeit, manchmal nicht –, wenn ich einen bestimmten Grad an Trunkenheit erreichte und lange, ausgefeilte Sätze begann, die ich dann nicht beenden konnte. Doch war ich nie gänzlich entmutigt, wenn eine junge Frau sich abwandte und mich meinem Selbstgespräch überließ; sie war eine weitere der vielen, die mir Jahre später begegnen mochten und erfuhren, dass ich am Ende doch ein publizierter Autor geworden war, und bedauerten, mir nicht genauer zugehört zu haben.

Selbst wenn ich als junger Trinker banale Träume zu meiner Rechtfertigung ersann, hatte ich keinen Grund zu glauben, eine Frau könne sich zehn oder zwanzig Jahre lang an etwas erinnern, das sie eines Abends in der Ecke eines überfüllten Raums gehört hatte. Doch manchmal, nachdem ich besonders bereit geklungen und nachdem ich etwas mehr als Duldung im Blick der jungen Zuhörerin gesehen hatte, glaubte ich, sie könnte weggegangen sein und sich zumindest ein Wort eingeprägt haben. Irgendwo in Melbourne muss es, so entschied ich im Raum des Komitees, eine Frau gegeben haben, die sich an mich als den Mann erinnern würde, der über seine Landschaft sprach.

Mir wäre es lieber gewesen, diese Frau hätte sich nicht genau an das erinnert, was ich ihr einst über meine Land-

schaft erzählt hatte. In meinen damaligen Notizbüchern brüstete ich mich, ich hätte das Vorrecht, zu sehen, was sonst niemand sehen könnte: dass ich als Schriftsteller bloß die weitreichenden Ausblicke und die komplizierte Topografie zu beschreiben brauchte, die ich fortwährend vor Augen hatte: dass ich nicht auf die sogenannten wirklichen Leute neugierig sein musste, da ich bereits gewisse undeutliche Gestalten in meiner Landschaft aufgespürt hatte. Fast zwanzig Jahre später wäre ich zufrieden, hätte die Frau zugegeben, dass ich die Jahre über einfach etwas mehr gesehen haben könnte als jemand wie sie.

Es war Zeit, dass die Vorsitzende mich förmlich begrüßte. Ich bereitete mich darauf vor, so lange mit gesenktem Blick dazusitzen, wie ich der Mittelpunkt ihrer Aufmerksamkeit war. Als Letztes sah ich von meiner Umgebung, dass die Vorsitzende bei Nennung meines Namens in ihrem Sessel hin und her rückte. (Frage sie sich bereits, wo sie mir vorher begegnet sein und sich von mir abgewandt haben könnte?)

Die Vorsitzende bemühte sich um ein wenig Humor. Sie sagte, es sei eine Ehre für sie, diesmal einen Mann in ihrem Komitee zu haben: eine Rose inmitten der Dornen, um es so auszudrücken. Seinetwegen würden sie sich bemühen, bei ihren Sitzungen geschäftsmäßiger zu sein und nicht zu viel zu tratschen. Dann sagte sie, wobei sie ernsthafter zu klingen versuchte, ihr neuer Schatzmeister wünsche genau so einbezogen zu werden wie die Damen des Komitees. Er stehe jederzeit tags oder abends zur Verfügung, wenn irgendein Komiteemitglied ihn dringend benötige.

Wenn sie dabei stockte, war es vielleicht nur für mich wahrnehmbar. Und ohne aufzublicken, konnte ich nicht sagen, ob sie im Mindesten verlegen oder verwirrt war oder ob andere in ihren Sesseln hin und her gerückt waren oder schwach gelächelt hatten. Die nächsten Worte der Vorsitzenden jedoch beunruhigten mich mehr. Ihr Schatzmeister sei, so sagte sie, deshalb verfügbar, weil er den ganzen Tag zu Hause arbeite. Er sei Schriftsteller. Er arbeite gerade intensiv an einem Buch, und es könne sich erweisen, dass es von einem Vorort handle, der ganz ihrer eigenen kleinen Ecke der Welt gliche.

Das wäre nun der Zeitpunkt für mich gewesen, meinen Kopf kühn zu heben und durch ihre Gesichter hindurch in Richtung eines Gegenstands der Fiktion zu blicken, der sich ihrer Sicht entzog. Doch mir gelang nur ein Blick, der den Abstand zwischen den Frauen und mir nicht ganz überbrückte. Und während die Vorsitzende über andere Dinge weiterredete, konnte ich mich nur fragen, ob die Frauen, die mich für den Rest des Abends kurz betrachteten, einen Mann sahen, dessen Auge weit über die Welt geschweift war, der aber jetzt lieber zu eigenen Zwecken ihre stillen Straßen erforschte, oder einen Mann, der in der Welt im Ganzen etwas verfehlt hatte und nun bescheiden hierher kam, um von ihnen zu erfahren, was sie den ganzen Tag lang jenseits ihrer Küchenfenster sahen oder im Grau ihrer Fernsehapparate, spätabends, nachdem das letzte Bild zu Nichts geschrumpft war. Und ich fragte mich auch, wie ich mich oder das Buch, das ich angeblich verfasste, hätte beschreiben können: ob ich immer noch behaupten könne, das, was vor meinen Augen vorbeizog, ver-

diene es, von dem unterschieden zu werden, was andere die Welt nannten, oder ob ich nur das Wort »Landschaft« benutzt hatte (und immer noch gelegentlich zu ihm griff), um mich darüber hinwegzutrösten, dass ich partout nicht sah, was andere ganz deutlich sahen.

Irgendwann während des Abends ertappte ich mich dabei, wie ich auf zwei Sommersprossen starnte, die eine der Komiteefrauen an der Unterseite des Halses hatte. Ich nannnte die braunen Male zwar Sommersprossen, doch verwechselte ich sie nicht mit den gewöhnlichen Flecken, die das Sonnenlicht auf zumeist blassen Gesichtern und Unterarmen hervorruft. Die Frau war unter ihrer Kehle von den dunkelbraunen Leberflecken gezeichnet, die gelegentlich auf den am wenigsten der Sonne ausgesetzten Körperteilen auftauchten. Ich zog es vor anzunehmen, diese Male seien nicht durch Sonnenlicht verursacht, sondern wachsen aus den Tiefen unter der Haut unausweichlich nach außen. Ihre Lage sei daher nicht das Zufallsergebnis von Wetter, sondern Anzeichen der Besonderheit eines Körpers: Sie seien Landmarken einer besonderen Haut.

Ich tat als Erstes das, was ich immer tat, wenn ich solche Male auf der Brust oder an den Beinen einer Frau sah: Ich fragte mich, wo sonst auf ihrem Körper solche Male erschienen sein mochten und in welchen Mustern. Und dann gab mir mein Blick auf die Flecken die Gewissheit, dass ich momentan eine wirkliche Frau betrachtete – ein leicht fehlerhaftes Wesen und daher nicht irgendjemandes Traum.

Den Großteil meines Lebens hatte ich, wie ich zugeben würde, von Frauen geträumt, anstatt sie anzusehen. Ich

hatte sogar mehr als einmal entschieden, dass ich nur deshalb ein Schriftsteller war, weil ich eher träumte als anschaute – nicht nur Frauen, sondern auch sonst alles, was ich zu sehen behauptet hatte.

Zehn Jahre zuvor, als ich kurz vor der Hochzeit stand, war ich bereit gewesen, die Sammlung von Frauenbildern zu verbrennen, die ich in früheren Jahren aus Zeitschriften ausgeschnitten hatte. Doch bei einigen Bildern, die meine Favoriten gewesen waren, hatte ich gezögert. Jedes Mal war es das Bild einer Frau, die zumindest eines der Male hatte, nach denen ich suchte. Ich verabschiedete mich leicht von den Frauen, die einheitlich golden oder beige waren; nur wenn ich sturzbetrunken oder verzweifelt war, hatten sie mir etwas bedeutet. Die sommersprossigen Frauen aber waren stets als mir besonders zugehörig erschienen. Ich stellte mir gern vor, dass Zeitschriftenleser diese Frauen meist überblätterten, weil ihre Flecken sie zu entstellen und aus der Welt von Satinkissen und marmornen Badewannen zu verbannen schienen. Ich wusste, dass ich die Frauen nie vermissen würde, deren Oberflächen nicht abwechslungsreicher waren als die goldenen Vorhänge und cremefarbenen Teppiche, vor denen sie posierten. Aber die Bilder der sommersprossigen Frauen wollte ich nicht zerknüllen.

Ich hatte bei diesen Frauen verweilt, weil sie bewiesen haben konnten, dass ich kein gewöhnlicher Träumer war. Andere junge Männer, Bewunderer weißer oder gebräunter Haut, vermochten nur von dem zu träumen, was sie für ideal hielten: von einem unbewölkten Himmel oder einer fleckenlosen Haut oder einem ungetrübten Lächeln.

Ich als Bewunderer sommersprossiger Frauen hatte nicht deshalb zu träumen begonnen, weil mir die Welt, die ich bei Tageslicht sah, nicht ausreichte, sondern weil sie zu viel war. Selbst wenn ich nicht aufmerksam hinschaute, sah ich ihre gekräuselten und gesprengelten und gefleckten Oberflächen als Verheißung allzu vieler Bedeutungen an. Ich hatte nie versucht, mir das Vollkommene vorzustellen, mich durch Abwandlungen, die allmählich zu einem Ideal hin verschmolzen, zu arbeiten. Ich wollte in die entgegengesetzte Richtung gehen, nämlich zwischen den sich verästelnden Kapillaren der veränderlichen Welt umherzustreifen, bis ich anstelle der Einen die Einzig-Einmalige fand. Ich wünschte, eine Frau zu besitzen (in einem unvermuteten Sinn dieses Worts), die sich vor allen anderen auf zarte und markante Weise auszeichnete.

Doch umfasste mein Träumen mehr als die Suche nach einer Frau. Ich hatte stets sorgfältig auf den Hintergrund jedes in Positur gebrachten Körpers geachtet. Gewöhnlich war es ein begrenzter Blick auf Wände oder Vorhänge oder Baumstümpfe – nichts, was die Augen des Betrachters allzu lange von der Gestalt im Vordergrund abhalten würde. Was ich suchte, doch kaum jemals fand, war ein Eingang in der Wand oder ein Fenster zwischen den Vorhängen oder ein Spalt im Blattwerk. Beim Anblick einer solchen Öffnung stellte ich mir vor, sie führe auf einen Ort jenseits der grob ersonnenen Traumländer des Durchschnittsmenschen. Der Blick in diesen Ort könnte die gleiche angenehme Verwirrung ausgelöst haben, wie wenn man in einem Traum diese Stimme sagen hört: »Bis jetzt war alles ein Traum, doch das Folgende ist wirklich.« Und

in meiner Vorstellung konnte mich niemand anderes als eine sommersprossige Frau zu dem Fenster führen, das den Hof überblickt, oder zur Lichtung tief im Gehölz. Nur eine Frau mit unvorhersehbaren Malen über den Brüsten oder auf dem Schenkel hätte mich überzeugen können, dass ich bis jetzt geträumt hatte, um mich dann zu einem Ort zu führen, den sie und ich übereinstimmend als besonders wirklich ansehen konnten.

Als die namenlose Frau im Komitee ein gesprengeltes Knie in mein Gesichtsfeld streckte oder ihr Kinn auf ein gesprengeltes Handgelenk stützte, hätte es mir leichtfalten sollen, sie zu bewundern, wohl wissend, dass sie nicht bloß auf eine andere Frau hinwies, der ich noch begegnen sollte. Ich hätte mir in aller Ruhe sagen können, dass ich sie in den kommenden Tagen in einem Vorgarten meines Viertels wiedersehen würde. Doch konnte ich kaum vergessen, dass ich jene paar Bilder, die mir in meiner Jugendzeit die liebsten gewesen waren, am Ende noch nicht verbrannt hatte. Der schmale Folioband mit den sommersprossigen Frauen war immer noch hinten in meinem Aktenschrank. Und wann immer ich in diesem Schrank einige weitere der hunderten Seiten von aufgegebenen Entwürfen meiner Prosa ablegte, schien ich mir schreibend einen Weg zu einer Frau zu bahnen, die ich nie sehen würde, weil jede Seite, die ich mit Worten füllte, den Abstand zwischen ihr und mir nur vergrößerte.

Die Vorsitzende redete weiter über Angelegenheiten des Komitees. Die anderen Frauen sprachen hin und wieder. Ich wurde nicht gebeten, etwas zu sagen. Ich hatte alle Zeit, die ich brauchte, um meine Rede an die Frau einzulegen.

üben, von der ich erwartete, dass sie sich nach der Sitzung an mich wandte. Ich sah nichts Widersinniges in meinem Tun – mich im Innern der Szene aufhalten, von der ich fünfzehn Jahren zuvor geträumt hatte, und doch weiter von einer anderen Szene träumen, die mich schließlich in die wirkliche Welt führen würde. Ich hatte die angenehme Vermutung, gerade ein hübsches Muster zu vervollständigen, das ich oft als Gegenstand von Fiktion bewundert hatte. Ich hatte vielleicht gerade demonstrieren wollen, dass es im Innern jeder für wirklich gehaltenen Szene zumindest eine Figur gab, die sich weitere, der Wirklichkeit noch mehr annähernde Szenen ausmalte.

Die von mir für wirklich gehaltene Szene entfaltete in ihrem Innern die Landschaft, von der ich so oft gesprochen und an die ich so oft gedacht hatte. Nach der Komitesitzung hatte mir die sommersprossige Frau eine Tasse Tee mit viel Milch gebracht, dazu einen mit Zucker gesprinkelten Keks auf der Untertasse und mich gefragt, welche Art Schriftsteller ich sei und wo ich die Gegenstände für mein Schreiben finde. Ich sagte ihr, dass die Szene, die wir gerade jetzt aufführten – dass sie sich mit solchen Fragen an mich wandte, und ich diese mit vorgetäuschter Kompetenz beantwortete – eine Szene sei, die ich mir oft als betrunkener junger Mann vorgestellt habe, der davon träumte, ein Schriftsteller zu werden. In dieser Szene, sagte ich, sei sie die gleiche Frau, die sich einst vor fünfzehn Jahren von mir abgewandt hatte. Doch natürlich habe sie, die Frau, die mit mir am Esstisch steht, mich vor heute Abend nie gesehen. Daher sei sie von nun an sowohl die Frau, die mich aus einem langen Traum aufweckte als auch

(weil ich immer noch an meinem Komiteetisch saß und die Sitzung immer noch andauerte) eine Frau in einer ganz anderen Art Traum.

Der betrunkene junge Mann hatte nicht immer betrunken herumgelallt, erzählte ich der sommersprossigen Frau in einer meiner Fantasien. An vier oder fünf Tagen wöchentlich war er allein und nüchtern und versuchte, Prosa zu schreiben. Vielleicht war er nicht ganz nüchtern, auch wenn er nicht trank. Er glaubte damals, nur in einer gewissen Stimmung schreiben zu können, und allein in seinem gemieteten Zimmer versuchte er, diese Stimmung herbeizuführen. Er hatte ein persönliches Wort dafür; er nannte sie seine *Ginestra*-Stimmung. Das Wort stammte vom Titel des Gedichtes *La Ginestra* von Giacomo Leopardi, das der junge Mann zwar nicht gelesen hatte, dessen Verfasser er aber für den einsamsten aller großen Schriftsteller hielt. Aufgrund des wenigen, das er über Leopardi wusste, stellte sich der Mann den Dichter fast als Gefangenen im Haus seiner Eltern vor; er saß an seinem Schreibtisch im tiefen Dunkel, doch in Sichtweite eines fernen Rechtecks von weißem Sonnenlicht, das alles war, was er den ganzen Tag von einer weiten Aussicht auf italienische Hügel sah; und irgendwo zwischen ihrem Baumwipfelgebüsch die blühenden Zweige des Ginsters – *la ginestra* –, die der Dichter wahrscheinlich nie berührt oder gerochen hatte, die ihn aber Tag für Tag an seinem Schreibtisch in dem schattigen Zimmer festhielten, bis er in Metrum und Reimen eine Landschaft ausgebreitet hatte, die jahrhundertelang die vielfarbige Szenerie um sein Fenster überdauern würde.

Wo war ich? – träumend, dass ich mich an einen Traum

erinnerte, hätte ich mich gerade jetzt unterbrechen können, um der sommersprossigen Frau zu zeigen, dass ich mich als Erzähler selbst verspotten konnte. Ich könnte ihr sogar erzählt haben, dass ich, wäre ich der Verfasser einer gewissen modischen Art fiktionaler Prosa, die Tatsache, dass ich an dem Esstisch stand und ihr diese Worte sagte, später in eine doppelt vertrackte Erzählung hätte aufnehmen können, doch da ich ein Schriftsteller war, der sich nur für das Wirkliche interessierte, umfasste meine Frage sonst niemanden als mein wirkliches Ich.

Dieser junge Mann war sicher gewesen, fuhr ich fort, dass ein Schriftsteller bloß eine eigene Landschaft braucht. Der Fehler des jungen Mannes war es, zu glauben, seine Landschaft enthielte bereits die gesamte Szenerie und alle Gestalten, über die er je zu schreiben wünschte. Er war sich dieser Sache so sicher gewesen, dass er gewisse Rituale ersann, um den Landschaften anderer den Rücken zuzukehren.

Sein gemietetes Zimmer lag in einem südöstlichen Vorort von Melbourne. Jeden Sonntag ging er kurz nach Mittag zu einer Kreuzung zweier Hauptstraßen, um Milch und Brot zu kaufen. Danach stellte er sich etwa fünf Minuten lang neben die Ampel und tat so, als warte er auf jemanden, in Wirklichkeit aber hielt er nach jedem Wagen Ausschau, der einen jungen Mann als Fahrer hatte und eine junge Frau als einzigen Beifahrer. (Es gab viele solcher Wagen. Es war 1960, und die Generation der jungen Leute hatte den gebrauchten Holden und den neuen Volkswagen entdeckt.) Wenn einer dieser Wagen an der Ampel hielt, beobachtete er, wie die Finger des Fahrers auf dem Lenkrad trommelten und der Kopf der jungen Frau sich unab-

lässig umwandte. Sie war die feste Freundin des Fahrers. Sie waren am Samstagabend zusammen ausgegangen, und jetzt hatte er bei ihr vorbeigeschaut, um eine Fahrt mit ihr zu machen. Er hatte ihr nicht genau gesagt, wohin es ging, doch war sie nicht überrascht zu sehen, dass die Reise sie nach Osten führte. Alle ihre Bekannten in Melbourne schauten nach Osten oder Südosten, wenn sie zu den angenehmen Orten zu reisen gedachten, welche die ganze Woche über an den Rändern ihrer Vorstellung warteten. Im Osten lag Mont Dandenong, ein blauschwarzer Bergbuckel, der jenen als nicht allzu fernes Ziel diente, die gern ein Ziel im Auge hatten. Unweit des Berges erstreckten sich sanftere Hügelwellen, deren fernste aus einem gewissen Abstand wie echtes Land wirkten und deren nächste bereits durch Reihen neu erbauter Häuser bestimmt waren; in solche konnten eine junge Frau und ihr Freund ganz unschuldig spähen, als wären sie bloß neugierig auf diese Art Häuser, die ihre verheirateten Freunde wählten, und träumten nicht insgeheim davon, selbst dort zu wohnen.

All dies wartete im Osten auf die jungen Paare in ihren Wagen, und der junge Mann mit Milch und Brot unter dem Arm hoffte, sie würden diesen Osten gründlich erkunden, sodass sie in der Abenddämmerung umso unzufriedener wären, wenn sie später wieder an derselben Kreuzung warteten, immer noch mit zuckenden Fingern und umherstarrend. Er selbst würde den ganzen Nachmittag in seinem Zimmer mit Lesen und Schreiben verbringen und versuchen, seine Landschaft zu bestimmen. In der Abenddämmerung könnte er fast so müde und unzufrieden wie die jungen Paare sein. Doch während sie sich fragten, wie viele

weitere Meilen sie an einem künftigen Sonntag fahren müssten, bis zur Landschaft, nach der sie wirklich Ausschau hielten, hätte er nie daran gezweifelt, dass er den ganzen Tag über an der richtigen Stelle gesucht hatte.

Ja, sagte ich, und nahm die Frage im Gesicht der sommersprossigen Frau vorweg. Ja, sie dürfe schon fragen, was genau diese seine Landschaft sei, die ihm erlaube, über landschaftslose junge Paare zu spotten. Der junge Mann würde sie bis ins Einzelne beschrieben haben, wenn sie ihn in der Partynacht bloß beiseite genommen und ernsthaft befragt hätte. Er hätte ihr erzählt, welche östliche Landmarke das Gegenstück von Mount Dandenong war und welche seltsamen Konturen sie in näherer Entfernung füllten. Doch jetzt sei es zu spät. Ich könne ihr nur sagen, dass dem jungen Mann, wenn er allein in seinem Zimmer gesessen hatte, samt dem, was er seine *Ginestra*-Stimmung nannte, das leere Blatt zwischen ihm und seinem Fenster als der Vordergrund eines bemerkenswerten Landstriches erschienen war.

Doch hätte die Frau vom Komitee bestimmt gefragt, ob ich die von dem jungen Mann verfassten Notizen und Entwürfe denn nicht aufbewahrt hatte. Ja, ich hätte jede Seite aufgehoben, hätte ich ihr erwidert. Sie seien sicher, ganz hinten in meinem Aktenschrank gestapelt, nahe einer Sammlung von Bildern, die früher offenbar aus einer ganz anderen Richtung Zugang zu seiner Landschaft geboten hatten. Aber wann immer ich zu lesen versuchte, was dieser junge Mann geschrieben hatte, sah ich nur eine Reihe düsterer Räume, jeder mit einem Tisch, an dem ein Mann (jedes Mal ein paar Jahre älter) über einer weißen Seite saß. Und

die allerletzte Seite war verschwommener und nebliger als irgendein Horizont, von dem der junge Mann je geträumt haben konnte.

Der junge Mann hatte rechtzeitig entschieden, sagte ich, dass die südöstlichen Vororte ihn von seiner Landschaft ablenkten. Als er an manchen Sonntagen in seinem Zimmer sein Blatt Papier vor sich hatte, sah er dort, wo viel komplexere Formen gewesen sein sollten, einfache Muster wie die Rechtecke von Straßen; und ein einzelner blauer Bergbuckel schob sich zwischen ihn und seinen Himmel. Er kam zu dem Schluss, dass er nichts anderes tat, als zu versuchen, die Sonntagsfahrer zu übertreffen, als könnte er einer staunenden jungen Frau zeigen, was sie immer zu sehen gewünscht hatte. Und folglich beschloss er, in einem Vorort von Melbourne zu wohnen, der dem Auge nichts bot: einem Vorort, von dem aus ein Schriftsteller nur das sehen konnte, was er selbst ersann. Und er entschied sich für einen inneren Vorort.

Zu jener Zeit hatte er nie gehört, dass sich jemand in einem inneren Vorort niederlassen wollte. In jenen fernen Zeiten von 1960, sagte ich der sommersprossigen Frau 1975, wurden die meisten inneren Vororte Slums genannt. Von den jungen Leuten wurde erwartet, dass sie Grundstücke in neuen Vororten kauften, in Chelsea Heights oder Forest Hill oder Banyule. Einige frischvermählte Paare lebten in South Yarra oder Hawthorn, doch nur in Mietwohnungen in baumgesäumten Straßen, während sie für ihre Neubauten fernab im Osten sparten. Der junge Mann suchte seinen inneren Vorort in den echten Slums nördlich der Stadt. Und von diesen Slums wählte er den, wie er